

Strömungen und Triebkräfte des religiösen Lebens im französischen Katholizismus

Die Monatszeitschrift „*La Vie spirituelle*“ hat im Dezember vorigen Jahres eine Umfrage an ihre Leser gerichtet nach den Strömungen und Triebkräften des geistlichen Lebens in Frankreich. Im Juni 1954 brachte sie das für uns sehr aufschlußreiche Ergebnis. Man könnte vielleicht sagen, ein paar hundert eingegangener Zuschriften sei eine zu schmale Basis für eine objektive Beurteilung der religiösen Grundströmungen. Doch ist zu bedenken, daß viele der Zuschriften von einer ganzen Gruppe von Christen ausgearbeitet worden sind, viele andere aber dadurch an Bedeutung gewinnen, daß die Schreiber nicht nur ihre eigene religiöse Entwicklung kennen, sondern auch aufgrund aktiver Einflußnahme auf ihre Umwelt ihr Urteil bilden oder vervollständigen konnten. Die eine Einschränkung jedoch bleibt bestehen: Es handelt sich nicht um die religiöse Haltung der „Durchschnittschristen“, sondern um die einer gewissen Elite, jenes gläubigen Christentums, das sich lebendig entfalten will.

Die erste der wörtlich und ungekürzt veröffentlichten Zuschriften stammt von einem Laien, der nach den Worten der Herausgeber auf geistigem und geistlichem Gebiet als Autorität zu gelten hat. Sie zeigt zunächst das Versagen seiner eigenen, in einem von Weltpriestern geleiteten Institut erhaltenen Erziehung auf. Er habe erst durch viele „Leiden und Sünden und Prüfungen mancher Art“ gehen müssen, bis ihn die Gnade zurückführen konnte. Der stärkste Vorwurf gegen seine Erzieher, deren echte Frömmigkeit er nicht bezweifelt, besteht darin, daß man ihn und seine Mitschüler zu sehr in der Furcht vor Sünde und Strafe erzogen und ihnen zu wenig den *persönlichen* Gott mit seiner Liebe und Güte gezeigt habe. Aus dieser Erfahrung heraus verwirft er jeglichen „Moralismus“. Und hierin pflichten ihm die andern Einsender, ausgesprochen oder unausgesprochen, bei. Moral und Dogma werden nicht mehr ohne weiteres um ihrer selbst willen angenommen.

Die Grundlage des ganzen religiösen Lebens bildet nach dem Vf. der Zuschrift ein starkes Gespür für die Wirklichkeit *Gott*. Dieses Gespür hat nichts zu tun mit einer bloßen Gemütsanwandlung, einer leeren Stimmung oder einem Gefühl. Es ist *Erleben*. Dieses Wort wird sehr groß geschrieben. Ganz verschieden sind die Wege, auf denen die einzelnen zu diesem Erleben gelangen. Die einen finden Gott durch eigene oder fremde Not, andere durch das Studium der Kirchengeschichte, wieder andere durch die Begegnung mit gott-erfüllten Menschen — dies vor allem —, durch die Lektüre oder die Betrachtung der Evangelien und dergleichen mehr. Gottesbeweise, wie sie noch vor einigen Jahrzehnten notwendig waren, braucht es keine.

Weil man Gott erleben will, steht im Mittelpunkt des religiösen Interesses die *Vereinigung mit Gott*. Auf sie strebt man unmittelbar hin. Besonderheiten asketischer Praxis werden beiseite gelassen. An Schulmeinungen ist man uninteressiert. Anleitungen, die, von welcher Seite auch immer, gleichsam als „Rezepte“ angeboten werden, finden mehrfach eine ausdrückliche Ablehnung: „... es ist mir nie gelungen“, schreibt ein Professor (Laien), „aus den modernen geistlichen Autoren Nutzen zu ziehen, sei es, weil sie meiner Meinung nach die Mittel im Verhältnis zum Ziel maßlos breit ausführen (z. B. die Exerzitien des hl. Ignatius, bei denen es mir nie gelungen ist, das Ziel zu sehen), sei es, weil sie für uns gehetzte Menschen, die wir sind, von ermüdender Weitschweifigkeit sind (z. B. das französische 17. Jahrhundert); eine Ausnahme mache ich nur für P. Lorenz von der Auf-

erstehung und seine so einfache, aber so wesentliche Anleitung zur „Übung der Gegenwart Gottes“.

Dieses Verlangen nach Gottvereinigung will nicht idealistische Schwärmerei sein. Wie der Moralismus und der Intellektualismus wird auch der ‚Idealismus‘ verworfen. Immer wieder wird betont, daß man heute mehr als bisher auf dem Boden der Wirklichkeit stehe, so hart und illusionslos sie auch sei. Deshalb weiß man auch um die Trockenheit und Nüchternheit im geistlichen Leben. Man ist sich bewußt, daß es vor allem gilt, den Willen Gottes zu erfüllen.

Gott hat den Weg zu sich für uns leichter gemacht in der Menschwerdung. So schlägt denn auch all dies Verlangen nach Gott Christus entgegen. Die Frömmigkeit des modernen Menschen ist nach dem übereinstimmenden Zeugnis der Zuschriften eine *Christusfrömmigkeit*. Hier spürt man nicht nur den Geist Berulles, es bricht echt urchristliche Christusbegeisterung durch. Nicht zufällig ist Charles de Foucauld für so viele das Vorbild der Christusliebe schlechthin, und man zitiert sein Wort: „Betrachten wir die Heiligen, aber halten wir uns bei ihrer Betrachtung nicht auf, betrachten wir mit ihnen den, dessen Betrachtung ihr Leben erfüllt hat. Ziehen wir Nutzen aus ihrem Beispiel, aber ohne uns lange dabei aufzuhalten oder uns diesen oder jenen Heiligen zum vollen Vorbild zu nehmen; nehmen wir vielmehr bei jedem das heraus, was uns den Worten und dem Beispiel unseres Herrn Jesus, unseres einzigen und wahren Vorbilds, am meisten zu entsprechen scheint, und gehen wir also in ihre Schule, nicht um sie nachzuahmen, sondern um Jesus besser nachzuahmen.“

Die Christusfrömmigkeit ist der zentrale Punkt, von dem aus alles beurteilt wird. So beunruhigt sich der schon genannte Professor über ‚die wachsende Bewegung‘ zur Förderung der Marienverehrung. Es ist fast rührend, wenn er in diesem Zusammenhang schreibt: „Das Verlangen, mich dem Geist der Kirche anzugleichen, läßt mich einen Rosenkranz in der Tasche tragen und oft am Tage ein Gesetzchen Ave Maria beten — aber das Herz ist nicht dabei; bedrückt empfinde ich alles, was die Jungfrau auf Christi Ebene zu erhöhen scheint, wie eine Blasphemie. Ich freue mich, wenn ich in so einem Klosterkirchlein das Kreuz auf dem Ehrenplatz über dem Altare und die Statue der heiligsten Jungfrau auf einem Piedestal zur Seite des Altars sehe; da hilft sie mir in gewissem Sinn, mich an ihn zu wenden . . .“ Andere Leser haben solche Schwierigkeiten nicht: „Schließlich ist es mir unmöglich, die entscheidende Rolle der Jungfrau Maria im geistlichen Leben mit Stillschweigen zu übergehen. Sie muß Christus in uns Gestalt gewinnen lassen, sie muß ihn uns geben.“ Eine Leserin sieht das Verhältnis Maria — Christus für unser geistliches Leben umgekehrt: „Viel, viel später [nach der Entdeckung des Christusgeheimnisses], Jahre nachher, nachdem ich mich lange Zeit darnach gesehnt hatte, hat mir der Herr das persönliche Geschenk seiner Mutter gegeben (ich glaube, daß die Heilige Jungfrau nur dann wahrhaftig in unser Leben tritt, wenn uns dies Gott selbst zum Geschenk macht).“

Die zentrale Stellung des Christusgeheimnisses in der Frömmigkeit und das Verlangen, Jesus zu erleben, bringt noch eine andere Frucht mit sich: eine Neubelebung des Gebetes. Es ist vor allem das *betrachtende Gebet*, um das sich Priester wie Laien bemühen. Von den ‚täglichen Gebeten‘ — dieser Ausdruck hat heute oft einen faden Beigeschmack! — ist nicht die Rede. „Zurück zu den Quellen“ heißt eine Lösung, wobei alle an das Neue Testament, Akademiker dazu gelegentlich auch an das Alte Testament und die Kirchenväter denken. Vor allem sind die Evangelien bevorzugt, weil es ja um die Vertiefung des Christusbildes geht. Vom Prediger wird gewünscht, er solle das Evangelium erklären, zu seiner Betrachtung anleiten und aneifern. Mit komplizierten Betrachtungsmethoden aber kann man nichts anfangen. Die meist geübte Art zu betrachten scheint das besinnliche Lesen des Evangeliums mit stillem, betendem Innehalten bei anregenden Versen zu sein. Der Schwierigkeiten, die aus der Hetze des Alltags kommen, ist man sich bewußt geworden. Einige ziehen daraus die Folgerung, man müsse sich von Zeit zu Zeit für einige Tage in die Stille begeben, sei es zu

Gruppenexerzitien oder, was von andern vorgezogen wird, in die stille Einsamkeit eines Klosters: Ein Erlebnis, ein paar Tage unter schweigenden Betern zuzubringen!

Die Aufgeschlossenheit für das kontemplative Beten erhellt aus der Liste der beliebtesten geistlichen Schriftsteller. Während unter den Heiligengestalten Theresia vom Kinde Jesu, Charles de Foucauld, Franz von Assisi, Theresia von Avila und Vinzenz von Paul bevorzugt werden, beginnt die Reihenfolge der am meisten geschätzten geistlichen Schriftsteller mit folgenden Namen: Johannes vom Kreuz (33 Nennungen), Theresia vom Kinde Jesu (29), P. Voillaume (24), Theresia von Avila (21), Thomas Merton (23), Dom Marmion (18), Romano Guardini (17) usw. Einen der ersten Plätze unter den ungefähr hundert genannten Autoren verschafften Guardini bezeichnenderweise seine beiden Bücher „Vorschule des Betens“ und „Vom Geist der Liturgie“; sie werden jedenfalls ausdrücklich genannt.

Die *Liturgie* ist neben der Meditation die andere Möglichkeit, Christus zu erleben. Für alle Zuschriften ohne Ausnahme bedeutet die hl. Messe den Mittelpunkt des religiösen Lebens. Hier wird Christus und vor allem die Vereinigung mit ihm wirklich erfahren: Messe ohne Kommunionempfang ist für viele etwas Unverständliches.

Aber im konkreten Vollzug der Liturgie wird nach manchen das Mysterium noch allzu oft durch äußeren Pomp überdeckt. Man meint: je weniger die Sinne von Prachtentfaltung jeglicher Art abgelenkt werden, desto leichter wird von der Seele die hintergründige Wirklichkeit erfaßt. Man hat durch die Evangelien Christus gerade in seiner Schlichtheit lieben gelernt. Man ist echten Christusträgern, die einen tiefen, vielleicht umwandelnden Eindruck hinterlassen haben, immer in einfachster, oft ärmlicher Gestalt begegnet. Und man fürchtet für den Arbeiter von der Straße, er könne sich in der Kirche fremd und unverstanden fühlen. Deshalb liest man neben fast leidenschaftlicher Ablehnung jeder Art von Ästhetizismus begeisterte Schilderungen von Liturgiefeiern in ärmlichstem und einfachstem Rahmen. Tatsächlich weist das Hochamt in Paris den schlechtesten Besuch unter allen Gottesdiensten auf, wenn dabei auch die zeitliche Ansetzung — mitten im Vormittag — eine Rolle spielen mag.

In der Liturgiefeier will man nicht nur den erlösenden und sakramentalen Christus erleben, sondern auch den mystischen. Wohl keine theologische Wahrheit wird in den Zuschriften so oft berührt, wie die vom mystischen Leibe Christi. Das Gleichnis vom Weinstock und den Reben ist bei allen sehr lebendig. In der Gemeinschaftsfeier erlebt man ein Stück *Kirche*: sie ist gleichsam das Urerlebnis dessen, was Kirche ist. Deshalb verlangt man auch so sehr nach der Hervorhebung des Gemeinschaftscharakters der hl. Messe. Eine besonders schöne Zuschrift dieses Inhalts möge im Wortlaut folgen: „Die Homilie erscheint mir nicht als ein erlaubtes Beiwerk, ein Zierat, das man auch weglassen kann, sondern als eine wesentliche *liturgische* Handlung. Es ist gut, so meine ich, daß der Priester im Laufe der Messe ein wenig sein opferpriesterliches Tun unterbricht und sich zum Volk zurückwendet, zunächst um es zu belehren, dann aber auch, um die Herzen zu einem Ring zusammenzuschließen um das Opfer herum, das er darbringt, damit sich die Glieder Christi bei dem Werk der Gnade, zu dem er alle einlädt, noch mehr als seine Herde fühlen. Es ist gut, daß man in dem von-Herz-zu-Herz zwischen Hirt und Gläubigen auch spürt, daß, wenn er schon einmal im Geheimnis der hl. Messe die Person Christi darstellt, dieser Christus der Bruder ist, der Erstgeborene von vielen, an dem alle Anteil haben und mit dem alle verbunden sind durch ein intensives, geheimnisvolles Leben. Der Priester ist Priester, aber er ist auch der Beauftragte der Gemeinde, der ihrer aller Gebet, ihre Liebe, ihre Bitten und Nöte zum Altare hinzutragen hat, der ihrer willen von der Kirche zum Darbringen des Opfers auserwählt worden ist ... Die Gläubigen müssen um Priester den Gott-Christus und den Bruder-Christus sehen ... Wenn er zur Predigt sein Meßgewand ablegt und darauf den Rücken dem Altare zukehrt, um zu seinen Brüdern zu sprechen, dann empfindet man ihn als einen von uns, man sieht besser, daß sein Priestertum in einem gewissen Sinn, aufgrund nämlich der Einheit der Glieder mit dem Haupt im mystischen Leibe, unser eigenes ist. Man erfaßt besser,

daß die Messe nicht bloß ‚seine Sache‘ ist, sondern unser aller Sache. Es ist schon wie eine familiäre Einladung zum *Sursum corda*, ein ausgedehntes *Dominus vobiscum*. ‚Der Herr sei mit euch, meine Brüder; seid ihr wirklich bei ihm?‘ Wenn dann der Priester seine scheinbar unterbrochene liturgische Funktion mit dem Offertorium wieder aufnimmt, so ist das Band, das ihn mit den Anwesenden, den Gliedern Christi, verbindet, verstärkt. Man wird mit viel mehr Anteilnahme bei seinen Gesten und geheiligten Schritten dabei sein.“

Aus diesen Zeilen spricht neben andern eine echte Ehrfurcht vor dem Priester. Es ist wahr: Der Abstand zwischen *Priester und Gläubigen*, soweit er sozial begründet war, ist kleiner geworden. Der Priester ‚stieg herab‘ aus seiner konventionellen Unzugänglichkeit und scheute sich nicht, den Arbeiterkittel anzuziehen. Umgekehrt weiß der Laie wieder mehr um seine eigene priesterliche Sendung. Beide sind Glieder am einen Leib, aber der Priester ist ein besonderes Glied. Man steht auf der gleichen Ebene mit seinem Hirten und schaut doch zu ihm auf. Wie es alte Standesunterschiede nie vermocht hätten, lassen ihm seine sakramentale und asketisch-mystische Verbundenheit mit dem Herrn die Liebe und Ehrfurcht seiner Gläubigen zufließen. Es scheint ähnlich zu sein wie bei der Liturgie: je einfacher die äußere Form ist, desto mehr wird der wirklich Gläubige die hintergründige Wirklichkeit erleben. Nichts anderes wollen jene Leser sagen, die gerade auch vom Priester Echtheit verlangen.

Wir sahen schon: In der liturgischen Gemeinde erlebt der Christ sein Stück Kirche. Er weiß aber auch, daß erst die Gesamtkirche der ganze Christus ist. Christusvereinigung ist nicht zu trennen von der Zugehörigkeit zur Gesamtkirche. So sehr die Freiheit der Kinder Gottes immer wieder betont wird, tritt doch die Angst vor Gebundenheit zurück vor der Freude, Glied am Leibe Christi zu sein. Von hier aus werden dogmatische und moralische Bindungen angenommen, auch wo der Gehorsam ‚bitter‘ ist, wie ein Teil der Arbeiterpriester der Mission de Paris sich ausgedrückt hat. Freilich, der ungestüme Drang und die Unternehmungslust, um nicht zu sagen, das Verlangen nach Ungebundenheit, läßt gelegentlich immer wieder an den vom Gehorsam gespannten Rahmen stoßen.

Der Wille, Christus in der Gemeinschaft zu erleben, begnügt sich nicht mit der liturgischen Gemeinschaft oder der Gemeinschaft der Pfarrei. Eine Menge neuer *Gemeinschaften* sind in den letzten Jahren entstanden. Das Für und Wider in der Stellungnahme zu ihnen nimmt einen ziemlich breiten Raum in den Zuschriften ein, wobei das Für bei weitem überwiegt. „Ein anderer Zug scheint sehr charakteristisch für unsere Zeit: das Verlangen, in Gemeinschaft zu leben, hat zur Vermehrung neuer Gruppen geführt . . . alle sind sicherlich von den besten Absichten geleitet. Es soll hier nicht im geringsten an ihnen Kritik geübt werden. Diese Gruppen riskieren es, Eintagsfliegen zu sein, und sie sind es auch. Aber wäre es nicht besser, vor Neugründungen einmal eine ernsthafte Bestandsaufnahme des schon Bestehenden zu machen?“ — „Wir sind alle Kinder des einen Vaters! Warum sollten Christen, auch wenn sie aus verschiedenem Milieu kommen, einander nicht Bruder sein und sich im Alltagsleben gegenseitig helfen können? Mir scheint, man müßte den Geist der ersten Christen wieder aufleben und in seinem ganzen Leben gelten lassen, damit jener Satz: ‚Seht, wie sie einander lieben‘, seine volle Rechtfertigung finde; heutzutage ist es indes sehr oft umgekehrt: die Christen sind gespalten.“

Zum Teil sind diese Vereinigungen noch Kinder der Kriegs- und Widerstandszeit. Damals hat man die Notwendigkeit der gegenseitigen Hilfe am deutlichsten gespürt. Eine gewisse Angst vor der Isoliertheit, die den französischen Katholiken von heute in seiner weithin heidnischen und feindlich gesinnten Umgebung die Hilfe der Gemeinschaft suchen läßt, trägt das Ihre bei zur Erhaltung der bestehenden und auch zur Gründung neuer Vereinigungen. Das klingt in manchen Leserzuschriften an. Auf viele drückt das menschliche und religiöse Elend unerträglich, droht sie zu erdrücken. Man fühlt sich vereinsamt in einer fremden Welt und braucht doch mehr denn je einen großen, christlichen Optimismus. Und den vermag die Gemeinschaft Gleichgesinnter bis zu einem bestimmten Grad zu verschaffen.

Ein weiterer Grund für die zahlreichen und mannigfaltigen Vereinigungen ist der *missionarische Geist*, der im französischen Katholizismus sehr lebendig ist. Nicht von ungefähr wird in den Leserzuschriften als Triebkraft des christlichen und kirchlichen Lebens neben der Liturgie und dem Drang zum gemeinschaftlichen Leben am häufigsten der missionarische Zug genannt. Diese drei werden geradezu als eine Einheit angesehen.

Das sind die positiven Züge des Christentums, wie es sich in dem Ergebnis der Umfrage der „La Vie spirituelle“ widerspiegelt. *Negative Züge* kommen kaum zur Sprache. Das braucht nicht wunderzunehmen. Denn es handelt sich bei den Einsendern der Zuschriften um eine gewisse Elite von Christen; und auch diese dürfte nur einen Ausschnitt aus dem aktiven und lebendigen Christentum Frankreichs darstellen, jenen Ausschnitt nämlich, den eben die Leser der „La Vie spirituelle“ bilden. Außerdem war die Art der Fragestellung nicht dazu angetan, Negatives besonders zur Sprache kommen zu lassen. So lautete die umfangreichste Frage 5 z. B.: Welche Rolle schreiben Sie folgenden Faktoren für die Erweckung und das Wachstum Ihres geistlichen Lebens zu . . . ? Bezeichnend ist indes, daß von den 29 aufgeführten Faktoren die Frage nach den asketischen Übungen (*pratiques ascétiques*) am wenigsten Beachtung findet. Soweit ich sehe, gehen überhaupt nur zwei Leser auf sie ein. Wäre es erlaubt, diese zwei Zeugnisse für die allgemeine Haltung der heutigen Generation als maßgebend anzusehen, so ergäbe sich, daß man Aszese im engeren Sinn bestenfalls gelten lasse, soweit sie von der Nächstenliebe gefordert wird. Das Schweigen aller anderen Leser läßt jedenfalls deutlich werden, daß man der Abtötung keinen besonderen Wert zuschreibt.

Diese Einstellung scheint uns auf der gleichen Linie zu liegen, wie die jenes autoritativen Laien, von dem die schon einmal genannte und als erste angeführte Zuschrift stammt. In dieser heißt es wörtlich: „Das Christentum, das die Menschen des 20. Jahrhunderts zu leben versuchen, ist kein moralisches Christentum. Warum zu den Erben der Ewigkeit, die wir sind, . . . von der Sünde reden, von den Grenzen zwischen Gut und Böses oder von den Schranken, die unsere Handlungen nicht überschreiten dürfen? . . . Warum immer schuldbewußt an die Brust klopfen? . . . Nehmen wir es auf uns, Risiken einzugehen und uns dem Geist wie der Liebe zu überlassen.“ Die Sünde wird wohl gesehen, aber gesehen als „das klaffende Loch [der Seele], durch das die Gnade eindringen kann“. Aus diesem ganzen Leserbrief spricht ein weltbejahender Optimismus, der naiv und geradezu erschreckend ist.

Das ändert jedoch nichts daran, daß die positiven Züge dieses Christentums erfreulich sind. Sie alle zusammen bilden ein organisches Ganzes; Christus steht in der Mitte, die ihm gebührt; alle andern Wahrheiten und Haltungen — wir haben nur die in den Zuschriften besonders hervortretenden genannt, es sei aber betont, daß keine wesentlichen fehlen — sind getragen von dieser Christusfrömmigkeit.

Joseph Grotz S. J.

Studium der asketisch-mystischen Theologie in Spanien

Zum Abschluß der Siebenhundertjahrfeier der Universität Salamanca, die im Oktober des vergangenen Jahres von der staatlichen Universität der Stadt eröffnet worden war, hatte die dort im Jahre 1940 wiedererrichtete päpstliche Universität (die über vier Fakultäten verfügt: eine theologische, eine kirchenrechtliche, eine philosophische und eine für klassische Studien) zu einer internationalen theologischen Studienwoche eingeladen, die in der Zeit vom 29. 4. bis 7. 5. stattfand. Sie umfaßte die vier Sektionen: Heilige Schrift, Philosophie und Theologie, Kirchenrecht, Geistliche Theologie (Spiritualität). Die Rahmenthemen der einzelnen Gruppen lauteten: „Die literarischen Arten (*genera litteraria*) der Heiligen